

Heimat

von Franz Witsch

Hamburg, 16.12.2004

Ist es legitim, Worte wie *Würde, Liebe, Identität, Selbst, Gott, Seele, Unsterblichkeit, Geist* etc. als Begriffe in den wissenschaftlichen Diskurs einzubringen? Die Frage ist schwierig, nicht nur vor dem traditionellen Hintergrund eines unterschiedlichen methodologischen Vorgehens von Natur- und Sozialwissenschaften. Von einer Gemeinsamkeit beider Wissensbereiche kann man in jedem Fall ausgehen: der nachvollziehbaren Darstellung dessen, was auf der Welt der Fall und Gegenstand wissenschaftlichen Erkennens ist oder sein soll. Worte müssen unmittelbar Nachvollziehbares repräsentieren, bzw. etwas, was jeder nicht nur ganz spezifisch für sich selbst bestimmt. Der Anforderung, im intersubjektiven Kontext Geltungsansprüche zu formulieren, werden die genannten Worte gerecht, wenn sie etwas über menschliche Beziehungen aussagen, Menschen mit ihnen sich nachvollziehbar verständigen darüber, wie es um ihre Verhältnisse bestellt ist. Das ist nur möglich, wenn die dafür verwendeten Begriffe mit propositionalem Gehalt verknüpft werden, dadurch Geltung menschlichen Handelns, wie etwas ist und sein soll, nachvollziehbar erst begründet werden kann.

Universale (Welt-)Bilder vorbürgerlichen Denkens definieren Geltungsansprüche menschlicher Verhältnisse, zum Beispiel die Verbindung zwischen Mann und Frau, ihre jeweilige Stellung zu weltlichen Dingen, ein für alle mal auf Ewigkeit, denn Göttliches steht über allem. Gott steht Modell, wenn er liebt. Er gibt in seiner Liebe das Bild ab, dem Menschen nachzueifern haben. Es gibt nichts, was nicht in letzter Instanz durch ihn ist, sein wird und schon immer war. Er ist Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck in einem. Freilich sind für Menschen die Wege von Verheißung, Glück und Unglück verschlungen und unergründlich, wissen sie doch immer nur zu wenig und dürfen sich, trotz

Menschwerdung Gottes in Gestalt von Jesus, göttliches Wissen nicht anmaßen, wollen sie göttlicher Gnade teilhaftig werden.

Das vorbürgerliche Weltbild durchdeklinierte die menschliche Existenz universell. Heute deklinieren Philosophen, so weit sie das immer noch versuchen, nur orientierungslos vor sich hin. Dabei ist der Kaiser längst nackt, denn das, was der einzelne über sich und seine Stellung im gesellschaftlichen Kontext weiß, bzw. annimmt, dass er es weiß, dessen muss er sich über Vorgänge kommunikativer Verständigung immer wieder vergewissern, dabei Wissen sich nicht gleich bleibt dadurch, dass es sich beständig erneuert. Die Deutungshoheit, was der Mensch ist und wie er sich zu bewegen hat, kann im Ernst nicht mehr einer universalen Instanz überlassen bleiben. Indes haben von solchen Deutungsinstanzen oben genannte Begriffe wie *Liebe*, *Selbst* etc. ihren universalen Ton geerbt. Gottesfürchtige mögen darin ein Indiz wittern, dass die menschliche Existenz a priori verknüpft sei mit einem religiösen Impuls. Religion – das Apriori menschlicher Existenz? Wir mögen dem nicht so recht folgen, auch wenn die universale Verwendung von Begriffen nach Religion riechen mag.

Es mag vielleicht wissenschaftlich zulässig sein, von “Liebe” zu sprechen. Es ist aber unzulässig, von der “Liebe als solche”, von einem Gott der Liebe als Vorbild für die menschliche Liebe zu sprechen. Der Mensch soll lieben – den Nächsten wie sich selbst, weil Gott dies fordert. Fragen in Bezug auf eine solche Liebe sind zwar ganz unvermeidlich, bergen aber Sünde in sich.

Liebe als solche suggeriert Beziehungen als solche, zum Beispiel zwischen Mann und Frau, als gäbe es das menschliche Gemüt als solches, menschliche Verhältnisse als solche. Wissenschaft mag Imaginationen einbeziehen, kann darauf aber nicht gründen – weder Natur- noch soziale Wissenschaft, sondern muss auf das zielen, was ist aus der Perspektive eines Frosches, nicht der eines Vogels. Und trotzdem geht es um Transparenz – zu sagen, was, wie, warum so ist wie es ist.

Wenn Menschen sich begegnen, um sich zu lieben oder zu mögen, verständigen sie sich darüber, mehr oder weniger be-

wusst, ob, und wenn ja, wie ihre sozial-kulturellen Hintergrunderfahrungen miteinander in Einklang gebracht werden können. Sie wägen Risiken eines Zusammengehens ab. Diese erfahren sie als Angstzustände. Sind Risiken zu gravierend, kommen Menschen nicht zueinander. Augenscheinlich ist, dass eine sich globalisierende Welt Menschen ökonomisch zusammenzwingt, ob sie es wollen oder nicht. Viele fühlen sich dabei überfordert, lehnen Verständigungsbemühungen ab. Sie sind aber notwendig, weil ökonomisch fundiert.

Ökonomie ist als der stärkste Zwang menschlichen Daseins essentiell für menschliche Handlungsorientierung und daher Momenten psychologischen Erkennens übergeordnet, das sich dafür interessiert, wie und warum etwas zusammenpasst, was geht und was nicht geht. Was das Erkenntnisinteresse von Psychologen betrifft, so denken sie perspektivisch und konstruktiv – verhaltensorientiert im Kontext sozialer Strukturen, die sie als gegeben voraussetzen. Das bedeutet, die Psychologie erklärt weniger als dass sie – am menschlichen Verhalten orientiert – Lebensentwürfe konstruiert, entwirft und verwirft. Zum Beispiel ist die Freudsche Psychoanalyse an der mythischen Vorstellung von Ödipus orientiert. Die Fernsehserie “Heimat” von Edgar Reitz an der Konstruktion *Heimat*. Was *Ödipus* betrifft, so liegt die Lösung für den einzelnen in seiner Überwindung - nicht mehr Gegenstand von väterlicher Abhängigkeit zu sein, vielmehr selbst zum Vater, zu einem Stein des Anstoßes zu werden, um dadurch eine, wenn auch fragile Ich-Autonomie zu erlangen, an der nachfolgende Generationen wiederum gehalten sind sich zu reiben. Ein gelingendes Leben bemisst sich am Grad der Überwindung von Ödipus. Soziale Konflikte sind dadurch auf quasi-familiäre Generationskonflikte reduziert unter Ausblendung sozialökonomischer, bzw. gesellschaftlicher Interessenlagen. Sie repräsentieren innersubjektive Entwürfe, an denen sich menschliche Existenz im Negativ orientiert. Zu einer positiven Bestimmung dessen, was der Mensch ist, wie das Subjekt sich selbst sieht, sind sie nicht in der Lage, denn, so Edgar Reitz in einem

3Sat-Interview vom 21.12.04, Heimat sei etwas, wonach der Mensch strebe, aber nie erreiche, und wenn doch, sei Enttäuschung unvermeidlich im Hinblick darauf, was die objektive Welt immer nur sei: dem Subjekt gegenüber eine latent feindliche Macht nicht aufgrund ökonomisch fundierter und analysierbarer Herrschaftsinteressen. Derart steht das Subjekt - nur im Negativ begreifbar - der objektiven Welt aus Prinzip feindlich gegenüber. Subjekt-Objekt-dualistisch. Analog dazu ist die Überwindung von Ödipus niemals ganz möglich. Das Ich ist aus einem quasi-naturwüchsigen ödipalen Antrieb gehalten, nach Autonomie zu streben, bleibt aber stets fragil, immerzu ungelöstes Rätsel aus Prinzip; nie wird der Mensch ganz Herr im eigenen Haus. Als Mangelwesen nur negativ formulierbar, bekommt er in nie das, was er will; er ist ein Nimmersatt aus einem inneren Prinzip heraus. In diesem Prinzip sehen gutmeinende Geistliche – sofern sie sich um soziale Probleme bekümmern – gern “das Böse”, das der Erlösung bedürfe, subjektfundiert auf den Begriff gebracht. Bezogen auf “Heimat” heißt das: sie ist Ferne, wonach Menschen sich sehnen mögen, aber nie erreichen: ein mythisches Prinzip, welches das Subjektsein negativistisch in Dualität zur Welt interpretiert, bei diesem Prinzip man sich gleichfalls fragen muss: wenn es denn nicht alles erklärt, ja, was erklärt es dann überhaupt?

Vielleicht ist dieser enge Blick auf den Menschen der Grund, warum die dritte Staffel von Edgar Reitz’ “Heimat” nicht so gut gelungen ist wie die erste. Die erste 11-teilige Staffel scheint von mythologisierender Theorielast nicht so durchdrungen. Dort drehte Reitz möglicherweise mehr aus der Froschperspektive heraus – ohne einen dezidierten Begriff von dem, was er für Heimat hält. Heimat war vielleicht nur das, was er machte und keine Konstruktion, die “erfolgreiche” Menschen gern im Nachhinein dem überstülpen, was sie gemacht. Im Nachhinein bekommt dann alles seinen “tiefen Sinn”, dafür erfolgreiche Menschen gerne stehen.

In der 3. Staffel wirken die beiden Hauptfiguren Hermann und Klarissa merkwürdig affirmativ als erfolgreiche Musiker im Kontext herrschender Verhältnisse, Klarissa als Sängerin, Hermann als Dirigent. Fast als feiere der Regisseur hier Kunst und Kultur als sinngebendes Konstrukt, als Wert an sich mit naturgegebenen Hang zum Protest gegen amerikanischen Rüstungswahn. Ja, wenn die Kunst nicht wäre,... Manche Kritiker sprachen von Kitsch, worauf Regisseur Reitz ziemlich dünnhäutig reagierte. In der ersten Staffel fehlten diese affirmativen Züge bis zum Ende fast durchgehend. Dort komponiert Hermann atonale Musik als stummen Protest gegen Lieblosigkeiten seiner Kindheit und Jugend. Eigensinnige Momente als Protest gegen herrschende Verhältnisse sind in der 3.Staffel wie weggeblasen. Es kommen ja fast nur erfolgreiche Figuren zu Wort, die, wenn's hoch kommt, an Sinngebungsversuchen verzweifeln.

In der 1.Staffel telefoniert Mama Maria mit ihrem ältesten Sohn, Anton, der zu einem erfolgreichen Unternehmer geworden, und teilt ihm mit, dass Nesthäkchen Hermannchen ihr so fremd geworden sei mit seiner Vogelgezwitscher-Musik, die sie gerade im Radio höre. Er sei ihr gerade so weit weg. Ausgerechnet Anton erzählt sie das in ihrer einfältig-dümmlichen Art, die im Grunde nur auf wirtschaftlichen Erfolg schießt. Ja, sie war gutmütig aber nicht die Hellste, anders als Omi, die die Nazis gleich nach der Machtergreifung als Betrüger bezeichnete ("ein Leben auf Pump") und sich damit in einen gefährlichen Gegensatz zur Zeit setzte.

Maria dagegen repräsentiert eine Welt des ausdünnenden Engagements. Und ihren Hermannchen ließ sie diesen Mangel zu seinem Leidwesen spüren. Er fühlte sich von seiner Mutter im Stich gelassen, als der große Bruder Anton das Klärchen, Hermanns große Liebe, beruflich vernichtete, weil sie das Hermannchen verführte und ein Kind von ihm abtrieb. Da geriet Mama zwischen alle Stühle; sie schwieg und war zu einer eindeutigen Positionierung nicht in der Lage. Sie bedeutete damit, dass im Zweifel der berufliche Erfolg immer im Recht. Das Menschli-

che stützte sich in dieser Auseinandersetzung nur auf ihren zweiten Sohn Ernst. Der schlug sich vergeblich auf die Seite des seelisch tagelang dahinsiechenden Bruders, denn sein moralisches Engagement war von vorn herein mit dem Makel einer beruflich gescheiterten Existenz behaftet. All diese kommunikationskritischen Momente sind in der 3.Staffel ausgedünnt. Geblieben ist Atmosphärisches: Heimat als Entität vergeblichen Sehnsens, wo Glück und Leid ganz dicht beieinander, und Kultur und Kunst als etwas, was den Menschen geschenkt, auf dass sie (imaginativ) Hoffnung schöpfen. Das ist Kitsch wie er im Buche steht.

Spiele imaginative Konstruktionen – Erfolg, der für Maria Zukunft verheißt – dort, wo Menschen (Omi) sich mit klaren Positionen engagieren, eine Rolle? In der Tendenz weniger, weil soziale Strukturen, die mit risikobehafteter Positionierung einhergehen, von Interaktionsagenten eher als ihr eigenes Werk empfunden werden können. Sie wollen, dass es so sei - gegen die Zeit gebürstet. Sie bringen womöglich einiges durcheinander, aber in der Gewissheit, dass sich das Soziale wieder zusammenfügen werde. Dort, wo ängstlich geschwiegen wird, bleibt subjektfundiert nur das Hinaufschauen auf eine sehnsuchtsbehaftete Imagination sozialer Verheißung: z.B. Heimat oder die Hoffnung, Papa zu besiegen: das Hinaufschauen auf Konstruktionen, denen sich das menschliche Leben nicht bemächtigen kann. Universal verwendete Begriffe wie Erfolg, Kunst, Liebe, etc. stehen für solche Gemütsverfassungen. Für sie ist als Substitut der Tat und zu rechnungsfähigen Positionierung der Kitsch vorbehalten: das Bemühen, interaktive Luftbuchungen auf leere Begriffe zu bringen.

Kant erregte sich über seine Zeitgenossen, wenn sie über metaphysische Begriffe redeten, als gehörten sie in den Bereich möglicher Erfahrung. Auch Liebe ist kein Begriff, der seinen Gegenstand aus sich selbst schöpft. Die Pfaffen sagen, ohne die Liebe Gottes sei Liebe nicht möglich. Anders herum wird ein Schuh draus: Liebe zu Gott ist nicht ohne Liebe zu einem Gegenstand möglich, der alles repräsentieren kann, nur nicht einen Gegenstand *Gott*. Andere Begriffe werden ganz ähnlich

verwendet: es gibt keine Liebe zum Kino, zur Kunst, etc., vielmehr nur die Liebe zu einem Gegenstand oder einem sozialen Sachverhalt, der mit Kunst oder Kino schwanger gehen mag, der durch diese nur medial transportiert wird, aber mitnichten mit der Kunst oder dem Kino verwechselt werden darf. Diese sind bloß Mittel – Mittel für einen Zweck, nicht der Zweck selbst. In der Weise ist auch Gott, will man ihn - wie Kunst oder Kino - nicht herabwürdigen auf einen Fetisch, mediales Mittel – immer gewesen. Ihm selbst kommt ein Gegenstand nicht zu. Denn Gott sprach schon im Alten Testament: ich bin (nur) der, der ich bin.